



Lernen, Schulter an Schulter – viel zu oft ist die Lage heute noch immer ganz anders: Schüler aus Zuwandererfamilien werden frühzeitig abgehängt.

Foto dpa

Auf dem Weg zur Schule der Vielfalt

Nicht nur die Gesellschaft, auch die Institution Schule muss sich auf den multikulturellen Alltag einstellen – ganz professionell

Bildung ist der Schlüssel zur Integration. Wer würde an der Botschaft dieses Leitsatzes heute noch zweifeln wollen? Doch der Wandel, den dieser Leitsatz zur Folge haben müsste, hat an vielen Schulen erst begonnen – spät und langsam.

Von Sibylle Thelen

Klarer Fall von gut gemeint: eine Klassenlehrerin gibt ihrer bunt gemischten Schar eine besondere Hausaufgabe. Jedes Kind soll am nächsten Tag etwas Leckeres für das gemeinsame Frühstück mitbringen, passend zu den Essensgewohnheiten des Ursprungslandes seiner Familie – die Pädagogin will kulturelle Vielfalt sichtbar machen. Die türkischstämmigen Schüler bekommen deshalb aufgetragene Schafskäse, Oliven und Fladenbrot beizusteuern, denn so kennt man das landestypische Frühstück vom letzten Sommerurlaub. Was aber, wenn diese Kinder morgens auch nichts anderes als Smacks und Cornflakes essen? Oder Roggenbrot mit Nutella?

Klarer Fall von schlecht gemacht: was auf den ersten Blick als gelungenes Beispiel für interkulturellen Unterricht erscheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als heikel. Die türkischstämmigen Kinder werden in die türkische Schablone gepresst, gleichgültig wie sie wirklich sind. Kulturalisierung nennen Experten eine solche ethnisch-verallgemeinernde Zuschreibung. Die Erziehungswissenschaftlerin Annita Kalpaka problematisiert in ihrem Fachbuch „Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle“ die Folgen: Die Lehrerin richtet pauschale Erwartungen an die Kinder, und diese wiederum lernen prompt, sich darauf einzustellen. Auch so wird man zum Türken.

Noch ein Fall von gut gemeint: eine Stuttgarter Gymnasiallehrerin schickt ihren russischen Schüler in die Nachhilfe zu einem Deutschlehrer. Der Jugendliche, so der Auftrag, solle seine mangelhafte Orthografie verbessern und Diktate üben. Nach einem speziellen Training hat der begabte Russe sein Defizit behoben und findet wieder Anschluss im Unterricht, ja er besteht sogar das Abitur. Denn der Nachhilfelehrer, der Deutsch als Fremdsprache studiert hat, erkennt das tatsächliche Problem: Die Fehler des Oberstufenschülers lassen sich auf grammatikalische Wissenslücken zurückführen, nicht auf Schwächen in der Rechtschreibung. Klarer Fall von falsch erkannt also.

Es gut zu meinen genügt nicht. Schon gar nicht in Klassen, die sich längst bis zur Hälfte aus Schülern mit den unterschiedlichsten Einwanderungsgeschichten zusammensetzen. Dort bedarf es in erster Linie der pädagogischen Professionalität: Welches Rüstzeug hat der Lehrer, um den Sprachstand seiner Schüler zu erkennen? Und über welches Wissen verfügt er, um mit den unterschiedlichen kulturellen Prägungen in ein und derselben Klasse gewinnbringend arbeiten zu können? Marianne Krüger-Potratz, Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Münster, stellt programmatisch fest: „Lehrer müssen lernen, mit Kindern unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Geschlechts, unterschiedlicher Religion und

auch Gesundheit umzugehen.“ Die Wissenschaftlerin forscht nicht nur, wie sich die interkulturelle Pädagogik und die Sprachförderung weiterentwickeln lassen. Sie verfolgt seit Jahren auch, wie man sich in der Lehrer- und Erzieherausbildung auf die Folgen der Migration einstellt: unzureichend.

„Noch immer werden Lehrkräfte so ausgebildet, als bräuchten alle Kinder die Unterrichtssprache Deutsch in die Schule mit. Dabei trifft dies auf ein Drittel der Kinder nicht oder nur bedingt zu“, erklärt die Expertin. Ihrer Meinung nach werden Lehramtsstudenten zu wenig Kenntnisse und Kompetenzen vermittelt, um auf die Herausforderungen in heterogenen Klassen einzugehen.

Auf zwei Feldern ließe sich das dafür nötige Wissen erwerben: im Fach „Deutsch als Zweitsprache“ und in Studienmodulen zur „Interkulturellen Pädagogik“. Keines von beiden hat jedoch bisher in der Lehrerbildung zum selbstverständlichen Pflichtpensum gezählt. Das Defizit ist flächendeckend, so unterschiedlich die Ausbildungsgänge in den einzelnen Bundesländern auch geregelt sein mögen. Erst in jüngster Zeit tut sich etwas. In Baden-Württemberg beispielsweise müssen zumindest Grund- und Hauptschullehrer neuerdings Module zum Spracherwerb belegen – und zwar gleichgültig, welches Fach sie unterrichten. Auch Mathelehrer sollen die Sprachdefizite ihrer Schüler erkennen können, denn Rechenaufgaben erklärt man in Wörtern, nicht allein in Zahlen.

Künftige Lehrer ahnen durchaus, was wichtig solch grundlegende Kenntnisse sind. Elisabeth Rangosch-Schneck, die am Institut für Schulpädagogik an der Universität Marburg unterrichtet, verweist auf eine Umfrage unter Referendaren. Danach halten siebzig Prozent der Befragten den Umgang mit kultureller Vielfalt für ein wichtiges Thema, allerdings fühlt sich mehr als die Hälfte schlecht auf diese Aufgabe vorbereitet.

Offizielle Definition der Bundesregierung, www.integration-in-deutschland.de

Elisabeth Rangosch-Schneck, die am Institut für Schulpädagogik an der Universität Marburg unterrichtet, verweist auf eine Umfrage unter Referendaren. Danach halten siebzig Prozent der Befragten den Umgang mit kultureller Vielfalt für ein wichtiges Thema, allerdings fühlt sich mehr als die Hälfte schlecht auf diese Aufgabe vorbereitet.

Kinder im Rückstand

Schon am Ende der Primarstufe, so stellt der Nationale Integrationsplan von 2007 fest, lässt sich ein „erheblicher Leistungs-rückstand bei Kindern mit Migrationshintergrund“ verzeichnen. Diese Schüler erhalten seltener als ihre deutschen Klassenkameraden eine Empfehlung für die Realschule oder das Gymnasium. Entscheidende Hürde beim Übergang in dieser Klassenstufe ist die deutsche Sprache, die nicht in ausreichendem Maße beherrscht wird.

Die Defizite addieren sich mit den Jahren. Im Integrationsplan heißt es zusammenfassend: „Der Leistungsrückstand ist in kaum einem anderen Pisa-Teilnehmerstaat so groß wie in Deutschland.“ Insgesamt verlassen doppelt so viele ausländische Schüler die Schulen ohne Abschluss als deutsche. Der Anteil dieser Schulabgänger ohne Abschlusszeugnisse ist bei Jungen besonders

Wie geht man auf die Migrantenkinder richtig zu? Wie fördert man sie mit Erfolg? Rangosch-Schneck zitiert eine typische Studentenfrage, die ihr in Seminaren gestellt wird: „Soll ich die anders behandeln?“ Diese Frage gelte es, wissenschaftlich begründet zu beantworten. Und genau das bedeute Professionalisierung des Lehrerberufs.

Konzepte gibt es, weiteren Forschungsbedarf freilich ebenfalls. Im Nationalen Integrationsplan von 2007, der sich auch als kritische Bestandsaufnahme der Mängel im deutschen Bildungssystem lesen lässt, heißt es etwas umständlich: „Auf der Ebene des Unterrichts und der gezielten Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund liegen bislang kaum gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse darüber vor, welche Maßnahmen besonders wirksam sind.“

Viele Fragen bedürfen noch der näheren Untersuchung: Wie wirken die unterschiedlichen Sprachförderkonzepte, wie lassen sich interkulturelle Kompetenzen der Migrantenkinder im Unterricht nutzen, wie muss man Lehrer fortbilden? Auch an den Hochschulen tastet man sich in der Forschung erst an solche Fragen heran.

Die Mühen der Zeit mahlen langsam – in der Lehrerbildung, in den Schulen, im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien. So wie die bundesdeutsche Gesellschaft insgesamt bewegt sich

auch die Institution Schule erst allmählich auf die Erkenntnis zu, dass Bildung der Schlüssel zur Integration ist – ein Schlüssel zudem, für den mehr und auch anders getan werden muss, als bisher üblich gewesen ist. „Die Lehrer sind auch nicht weiter als die Gesellschaft“, sagt Vittorio Lazaridis, Rektor an der Berger-Schule und zugleich der Geschäftsführende Schulleiter der Stuttgarter Sonderschulen, „aber sie haben die Pflicht, sich auf den neuesten Stand zu bringen.“ Dieser Prozess kann von unterschiedlicher Seite vorangetrieben werden: in der Praxis von Schulleitungen und in der Lehrerbildung – und im großen Stil natürlich von der Politik.

Integration läuft in einem wechselseitigen Prozess von Annäherung und Akzeptanz ab.

Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Eine Studie des Berlin-Instituts

Seit der ersten Pisa-Studie von 2001 wird der Bildungsrückstand der Zuwandererkinder ständig aufs Neue dokumentiert. Es ist kein Zufall, dass sich Deutschland in genau diesen Jahren von der Illusion verabschiedet hat, kein Einwanderungsland zu sein. Die Politik wendet sich der pragmatischen Problemlösung zu. Man will unter den Migrantenkindern „Potenziale heben“, man will auf die demografische Entwicklung reagieren, und man will Folgekosten der versäumten Integration vermeiden, die Studien zufolge den Staat längst mit Milliarden belastet. Klaus J. Bade, der Vorsitzende des Sachverständigenrats Migration und Integration, fasst diesen Lernprozess der Politik zusammen: „Es gibt kein Erkenntnisproblem mehr, nur noch ein Umsetzungsproblem.“

Ähnlich, freilich bezogen auf den Schulalltag formuliert das auch Vittorio Lazaridis, wenn er auf die positiven Veränderungen der vergangenen zwei, drei Jahre verweist: „Wir sind auf dem Weg, eine Schule der Vielfalt zu werden.“ Diese Vision erscheint nur zwangsläufig angesichts der Bevölkerungsstatistik: Im Jahr 2050 dürfte in Deutschland mindestens ein Drittel aller Menschen unter dreißig Jahren einen sogenannten Migrationshintergrund haben, stellt das Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung fest. Und doch ist Lazaridis' Vision fast revolutionär, denn das Konzept von Schule ist traditionell ein anderes gewesen: nämlich das der gesellschaftlichen Homogenität.

Die Erziehungswissenschaftlerin Krüger-Potratz hat untersucht, auf welche Weise „Schule als Institution des Nationalstaates“ die allgemeinen Normvorstellungen vermittelt hat – seit Einführung der Schulpflicht und auch seit Einführung von Fächern wie Deutsch, Geschichte, Heimatkunde und Religion. „Das in sich als homogen gedachte Eigene wurde als normal gesetzt“, schreibt die Professorin. „Das Eigene wurde zum Ausgangs- und Bezugspunkt für die Sicht

auf die Welt und zum Maßstab für die Einschätzung des Fremden und für den Umgang mit dem Fremden.“ Die Vorstellung von der Homogenität als gesellschaftlicher Normalfall ist – so betrachtet – tief verwurzelt, nicht nur in den Bürgern, die aus diesem Erziehungssystem hervorgegangen sind, sondern auch im System selbst.

Integration, sagen Experten so schön, ist keine Einbahnstraße. Gut möglich, dass sich die Schule der Vielfalt nur dann erreichen lässt, wenn man diese Straße auch einmal gegen den Strich befährt. Ein Routenplaner für ein solches Unterfangen findet sich beispielsweise in der neuen Studie „Ungenutzte Potenziale“. Darin listen die Experten des Berlin-Instituts nicht nur Bildungserfolge und -defizite der unterschiedlichen Migrantengruppen auf, sie machen auch Vorschläge, wie Schulen zu Integrationszentren ausgebaut werden könnten: mit einem Angebot, das mehr enthält, als nur Unterricht, und mit Fachpersonal, das so bunt gemischt ist wie die Gesellschaft selbst. Nötig sei es, Schule „nicht mehr als reine Bildungsanstalt für Kinder und Jugendliche zu betrachten, sondern als Knotenpunkt gesellschaftlichen und staatlichen Engagements“.

Eine Schule, die sich um die Bildung, die soziale Kompetenz und auch um die Integration der Kinder verdient macht – was für eine schöne Vision ist das.



Stoff zum Lernen: Integration

Foto dpa

groß. Die Problematik setzt sich auf dem Ausbildungsmarkt fort. Die Lage der ausländischen Jugendlichen dort hat sich in den vergangenen Jahren verschlechtert. Fanden 1994 noch 34 Prozent aller ausländischen Jugendlichen einen Ausbildungsplatz, so waren dies 2005 nur noch knapp 24 Prozent. Bei den deutschen Jugendlichen war der Anteil mehr als doppelt so hoch.



BRÜSEL GANZ NAH

Skeptikern auf der Spur

Mit dem Blick des Fremden erkundet unser Autor die Europäische Union und ihre Kapitale. Zu ihren Sphären zählt auch jene der Skeptiker.

Von Martin Leidenfrost

Eindeutige Gegner der EU konnte ich in Brüssel bisher nur einmal identifizieren. Das war an einem trübem Wintertag, ein kleines Grüppchen organisierter Demonstranten lief vor dem Hauptsitz der Europäischen Kommission auf. Es waren Iren und Franzosen, durchwegs junge Männer mit kurzem Haar. Auf jeden Demonstranten entfiel eine Kamera oder ein Mikrofon. Einer hielt das Bildnis eines Schimpansen hoch. Darauf stand sinngemäß geschrieben, dass ein Affe lernfähiger sei als die EU. Sie brüllten Parolen wie „die Macht dem Volke“ laut und in ihren Sprachen. Mit der Zeit fanden sie in einer Parole der Franzosen zusammen, nach französischer Sitte endbetont: „Barrosó Faschó“.

Ich fand die Demonstration damals lächerlich. Der knuddelige portugiesische Kommissionspräsident ein Faschist, das klang nach einer Szene von Charlie Chaplin. Wenige Wochen in der Brüsseler Europablase reichten aber aus, und ich sah mich bis dahin undenkbar Dinge tun. Ich sah mich in der lichten Mickey-Mouse-Bar des Europäischen Parlaments sitzen, in einer tschechischen Zeitung von den EU-feindlichen Streichen des tschechischen Präsidenten lesend, auf einmal mit Genuss. Václav Klaus nannte sich hinsichtlich der EU einen „Dissidenten“. Ich hielt das Blatt hoch und sonnte mich einen billigen Augenblick lang im Glanz der Dissidenz.

Der Europäismus – eine Ansammlung von Ismen?

In einem seiner Essays beschreibt Klaus, was er den „Europäismus“ nennt, eine „Metaideologie“ „verschiedener postdemokratischer Ismen wie Multikulturalismus, Feminismus, Ökologismus, Homosexualismus, NGOismus, missionarischer Moralismus etc.“. Ich blickte um mich, die Heerscharen junger Praktikantinnen im Europäischen Parlament ergaben tatsächlich den Eindruck einer Meta-NGO.

Ich wollte diese Leute kennenlernen, die man behelfsmäßig Euroskeptiker ruft. Ich suchte zwei führende Vertreter auf. In Prag traf ich den Chef der SSO, einer Parteigründung aus Klaus' engstem Umfeld. In Brüssel ging ich zu „Libertas“, der in Aufbau befindlichen Europa-Liste des irischen Unternehmers Declan Ganley.

Es sah dort jeweils ähnlich aus, es roch dort jeweils neu. Beide hatten sich in teurer Zentrumslage eingemietet, beide blickten herrschaftlich über die Dächer – auf die Prager Altstadt, auf das Brüsseler Europaviertel. Beide Male stand ich ratlos vor elektronischen Zugangssperren: in Brüssel vor einem „multiplexed digital system“, einer Türklingel mit bedienbarer Laufschrift; in Kafkas Stadt vor einer blickdichten Tür ohne Türschild, daneben ein namenlos leuchtendes rotes Licht.

In Prag empfing mich Petr Mach, mit 33 bereits Parteichef, „Eurorealist“, ein gescheiterter Musterschüler der nüchternen Art. Er sagte: „Das europäische Volk ist kein Demos“, Demokratie könne auf europäischer Ebene nicht funktionieren.

Die Euroskeptiker erinnern in vielem an Eurokraten

Ich fragte ihn, was für ein Europa er will. Er trat für eine reduzierte EU der Regierungen aus, rechnete mir aber hauptsächlich Stimmgewinnungen im Rat vor, sprach von „degressiver Proportionalität“, forderte „bessere Frameworks“. Die Ausdrücke kamen mir bekannt vor. Dass er im Grunde für die Abschaffung des Europäischen Parlaments war, musste ich ihm langwierig aus der Nase ziehen. Erst einmal kandidiert seine Partei für das abzuschaffende Parlament.

In Brüssel empfing mich Anita Kelly, auch eher jung, Sprecherin von „Libertas“. Die Irin wollte den Etat der EU „sensibel“ kürzen, der Tscheche hatte neunzig Prozent verlangt. Kelly war selbst EU-Beamtin gewesen, nun fand sie, dass „keine Gesetze von Leuten gemacht werden sollten, die nicht gewählt sind“. Sie trat für Demokratie auf europäischer Ebene ein, allerdings mit recht vagen Ideen. Kelly schlug vor, jedes Mitgliedsland möge seinen Kommissar direkt wählen. Wie die 27 Kommissare hinterher zusammenfinden, hatte sie sich nicht überlegt.

Ich blieb ernüchtert zurück. Diese Euroskeptiker dachten nirgends über die bestehenden Institutionen hinaus. Sie richteten sich wie Eurokraten ein, sie drückten sich wie Eurokraten aus. Ein Europa, von dem man träumen wollte, fiel ihnen nicht ein.